Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 9 (1915)
Heft: 8

Artikel: Vom deutschen Christentum
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-133548

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VI. Die Frauen und der Friedensschluss.

17. Dieser Internationale Frauenkongreß fordert, daß im Interesse eines dauernden Friedens und der Zivilisation die Konferenz zur Feststellung der Friedensbedingungen nach dem Kriege eine Resolution annehmen soll, welche die Notwendigkeit der politischen Gleichberechtigung der Frauen für alle Länder betont.

18. Dieser Internationale Frauenkongreß fordert, daß Vertreter des Volkes an der Konferenz teilnehmen sollen, in welcher die Friedensbedingungen nach dem Krieg festgesetzt werden und fordert, daß auch Frauen unter diesen Vertretern an der Konferenz teilnehmen.

VII. Durchführung der Beschlüsse.

19. Die Frauen beim Friedensschluß. Dieser Internationale Frauenkongreß beschließt die Abhaltung eines internationalen Frauenkongresses am selben Ort, wo und in derselben Zeit, wenn die Konferenz der Mächte zur Feststellung der Friedensbedingungen tagt, um dieser praktische Vorschläge zu unterbreiten.

20. Deputationen zu den Regierungen. Um die Regierungen der Welt zu veranlassen, dem Blutvergießen ein Ende machen und einen gerechten und dauernden Frieden zu schließen, entsendet dieser Frauenkongreß Deputationen, welche die in den Resolutionen niedergelegte Botschaft den Oberhäuptern der kriegführenden und neutralen Staaten Europas und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas überbringen sollen.

Diese Deputationen sollen von dem internationalen Komitee dieses Kongresses aus Frauen sowohl der neutralen, wie der kriegführenden Länder zusammengestellt werden. Sie sollen über das Resultat ihrer Sendung dem Internationalen Frauenkomitee für dauernden Frieden Bericht erstatten.

Vom deutschen Christentum.

1.

In Nr. 15 der „Christlichen Welt" hat Professor Troeltsch, der vielbewunderte Führer der „modernen Theologen", einen Aufsatz über „den Völkerkrieg und das Christentum" veröffentlicht, der als Dokument dieser einen großen Teil des reichsdeutschen und schweizerisch-deutschen Theologengeschlechts beherrschenden Denkweise Wert hat. Im Uebrigen sagt er, freilich mit ungleich großartiger und „wissenschaftlicher" klingenden Worten, was wir vom Verhältnis von Gottesreich und Weltreich, Reich der Gewalt und Reich der Liebe gesagt haben und sagen, freilich mit dem großen Unterschied, daß das Reich Gottes bei Troeltsch eher eine Verlegenheitsrolle spielt. Es ist ja eine unakademische und unmoderne Sache.

„In alledem hat doch der Kampf ums Dasein, die politisch-soziale Organisation der innerweltlichen Kultur seine eigenen Gesetze und vor allem die Vorhand[1]), wobei die christliche Idee als das Nachträgliche, Zweite, Schwächere, Hinterherkommende, nur nach Möglichkeit Durchsetzbare erscheint. Aber so ist es ja auch in der Wirklichkeit heute und immer gewesen und wird es auf absehbare Zeit bleiben. Nur in Büchern und papierenen Programmen oder in mönchischen Lebensexperimenten ist es anders." [Soll wohl heißen: wie könnte auch ein

[1]) Die Sperrungen rühren von uns her. Die Red.

moderner Professor der Theologie es anders brauchen!] Und so muß es sein. „Für Jesus war die radikale religiöse Einseitigkeit sein Wesen und sein Beruf [während ein moderner Theologieprofessor den Beruf hat, sich vor so etwas in Acht zu nehmen!], darum hat er das Ziel ganz instinktiv [!] in eine neue, baldig erscheinende übernatürliche Weltordnung des Gottesreiches verlegt."

Wo Jesus auf diese Art zur Seite gestellt wird, darf man sich nicht wundern, wenn auch ein anderer unmoderner Bestandteil der christlichen Wahrheit ins Altenteil geschafft wird: die Empfindung der Schuld, die sich für einfältige Leute mit dem Krieg verbindet.

„Da gibt es Leute, die ihn [sc. den Krieg] im Stil der Propheten des alten Testamentes als eine Strafe für den Abfall von Gott betrachten und ihn zum Thema für Bußpredigen machen. Aber was bei den Propheten eine Ueberwindung naturalistischer und heidnischer Denkweise [Was ist die moderne Kriegsreligion denn anderes als Naturalismus und Heidentum?] durch eine freilich sehr gewaltsame [!] ethische Idee war, das ist in den modernen Jeremiaden eine muffige Pfaffenredensart, die man nicht ernst zu nehmen braucht."

Da haben wir's! Von einer Schuld zu reden, die einer solchen Weltkatastrophe zu Grunde liege, erscheint diesen modernen Propheten ungeheuer lächerlich. (Man vergleiche, wie Bonus sich darüber nicht satt witzeln kann.)

Wir selber schreiben darüber: „Das Ende der modernen Theologie". Aber nicht des deutschen Christentums! Es denken sehr Viele auch unter den vorwärtsstrebenden deutschen Christen anders. In der „Christlichen Welt" selbst hat Pfarrer Ludwig Heitmann aus Hamburg eine Entgegnung geschrieben, aus der wir ein großes Stück abdrucken.

Die Katastrophe unter den außereuropäischen Völkern ist erst in der Entwicklung begriffen. Hinter Japan und Indien lauern noch ganz andere Vulkane, die erst langsam in Bewegung geraten. In demselben Grade aber, wie diese vulkanischen Kräfte erwachen, wird die Erkenntnis klarer werden, daß wir anderer Kräfte zu ihrer Bezwingung bedürfen als wirtschaftlicher Eroberungsgelüste. Mit dem Erwachen dieser Erkenntnis aber stehen wir nicht nur vor einer neuen Epoche der christlichen Mission, sondern der Geschichte des Christentums überhaupt.

Nun ist freilich der Gedanke eines durch den Weltkrieg erzwungenen Umdenkens für Troeltsch unbehaglich. Der Weltkrieg als Thema für Bußpredigten ist für ihn eine „muffige Pfaffenredensart, die man nicht ernst zu nehmen braucht." So tut sich denn in den folgenden Ausführungen ein noch tieferer Gegensatz der Betrachtungsweise auf.

Troeltsch kommt hier auf die Stellung des christlichen Gewissens zum Kriege überhaupt. Er lehnt den Gedanken, daß der Krieg eine Konsequenz menschlicher Sünde sei, scharf ab, erkennt vielmehr die „Kirchenlehre aller Konfessionen", daß der Notwehrkrieg berechtigt sei, als viel edler und wahrer, ja — und darin kommt offenbar seine eigentliche Meinung zum Ausdruck — er sieht in dem Kriege eine natürliche und unausbleibliche Erscheinung der Völkerwelt, bedingt durch das Gesetz des Aufstiegs gesunder und des Abstiegs gealterter Staatsbildungen, besonders aber erwiesen durch die heutige historische Forschung und die Biologie.

Es ist nur merkwürdig, daß das Volksgewissen in der Notstunde des Krieges diese „wissenschaftlichen" Gesichtspunkte völlig außer Acht gelassen hat und vom Kaiser bis zum Arbeiter mit heißer Leidenschaft feststellte, daß dieser Krieg uns „aufgezwungen" sei, nicht etwa durch das Gesetz natürlicher Entwicklung — diese dachten sich alle ganz, ganz anders! — sondern durch den ruchlosen Willen unserer Feinde. Es kommt hier nicht darauf an, ob das Gewissen hier „wissenschaftlich"

richtig geurteilt hat, sondern darauf, daß es überhaupt so auf den Krieg reagierte, als ob es sich um eine schwere Schuld handle. In dieser Reaktion liegt nach unserer praktischen Ueberzeugung eine Uroffenbarung des christlichen Volksgewissens, das den Krieg als solchen für eine Schuld schlechthin hält. Es ist für uns Deutsche bis heute ein heiliges Anliegen, zu wissen, daß nicht der Wille zur Machtentfaltung, sondern ein Gesetz furchtbarer Notwehr uns in den Krieg getrieben hat. Nicht der Gedanke der Selbstentfaltung der Nation, obwohl er vorhanden ist, sondern das Bewußtsein, das Unrecht des Angriffs abzuweisen, macht uns den Kampf zu einem sittlichen. Je länger daher der Krieg dauert, desto klarer tritt es im Volksgewissen heraus, daß Christentum und Krieg harte Gegensätze sind, die keine wissenschaftliche Betrachtung ausgleichen kann. Ja, der ganze leidenschaftliche Ernst, mit dem wir den Krieg bis zu seinem Ende durchführen wollen, geht zurück auf den sittlichen Willen, den „Schuldigen" zu treffen und damit den Krieg, soweit es in menschlicher Macht liegt, für eine weite Zukunft aus dem Bereich der Möglichkeiten auszuschalten. Selbst wenn man annehmen müßte, daß diese Betrachtung des Krieges, von einer hohen Objektivität aus beurteilt, eine Utopie sei, selbst dann noch wäre sie eine Aeußerung des christlichen Volksgewissens von unendlichem Werte für die Zukunft. Denn eben sie prägt im Feuer des Krieges die Wahrheit in die weitere geschichtliche Entwicklung hinein, daß der Wille zu rein äußerer wirtschaftlicher Machtentfaltung, weil er in seinem ungezügelten Drange über Menschenleichen und sittliche Gesetze hinwegschreitet, Sünde ist. Mit dieser im Kriege neu errungenen Wahrheit wächst das zukünftige Geschlecht über die beherrschende Lebensstimmung der siebziger Jahre, unter deren Bann wir bis 1914 standen, endlich hinaus. Daß das auch für das Christentum eine neue Zukunft bedeutet, dürfte klar sein. Je stärker der Gegensatz zwischen Christentum und Krieg im Volksgewissen heraustritt, desto gesegneter wird unsere Zukunft sein.

Hier tut sich nun freilich ein noch tieferer Widerspruch zu der Troeltschen Betrachtung auf. Troeltsch sieht auch, wie scharf heute der Gegensatz zwischen der christlichen Lebensanschauung und der harten Welt des Krieges empfunden wird. Aber er hilft sich mit der alten Ausflucht, an die wir Theologen uns seit einer Generation oder länger gewöhnt haben: er weist das Christentum in die weltentrückte Sphäre der Einzelseele, die Kriegsethik aber in das von ihr scharf geschiedene Gebiet der innerweltlichen Kulturethik und meint nun, die heutige Christlichkeit werde lediglich das Problem dieser Doppelheit von neuem klar machen, durchdenken und durchleben. Hier nun weisen mich meine praktischen Beobachtungen als Seelsorger in die gerade entgegengesetzte Richtung. Der Krieg hat nach allen meinen Beobachtungen ein geradezu katastrophales Fiasko dieser Gebietstrennung, die mit dem Erwachen und dem Fortschritt der individualistischen Frömmigkeit sich immer energischer durchgesetzt hat, gezeitigt. Das Gott-und-die-Seele-Christentum ist unter der Wucht des Gesamtschicksals, das uns als Volk, ja das die Menschheit traf, zu einem völlig kraftlosen Popanz hinabgesunken. Wie furchtbar bitter rächt sich in unsern Schicksalstagen die Beschränkung der Frömmigkeitspflege auf die persönliche Innerlichkeit! Am deutlichsten tritt das in den vielen Fällen hervor, in denen wir Pfarrer als Seelsorger vor Menschen stehen, die ihre Söhne und Väter auf dem Schlachtfelde haben opfern müssen. Einer Mutter, die ihren einzigen Sohn hingab, in unsern Tagen, während Tag für Tag neue Kompagnien zum Bahnhof marschieren, mit der alten individualistischen Frömmigkeitsbetrachtung zu kommen, als handle es sich in ihrem Schicksal um eine Angelegenheit einzig und allein zwischen „Gott und ihrer Seele", wird jeder ehrliche Seelsorger als völlig unzulänglich sofort erkennen. Und wenn er ihr mit Menschen- und mit Engelszungen sagt, er sei „ihr persönlich" nicht verloren, es müsse „ihr" alles zum Besten dienen — sie will und muß die innere Verbindung zwischen ihrem Schicksal und dem Volksschicksal, mit dem Sinn der „Welt" finden.

Kommt also das andere Gebiet, das innerweltliche, an die Reihe. Die ganze Skala der nationalen Zukunftshoffnungen wird durchgesprochen, für die ihr Sohn das Leben gelassen hat. Es ist geradezu erschütternd, zu sehen, wie das an dem tiefsten Innern abprallt. Ach, das sind ja alles die offiziellen nationalen Reden,

die man täglich in den Zeitungen liest! Dem persönlichen Schicksal gegenüber wirkt das alles wie kalte Form. Ich habe es immer wieder erlebt, daß man sich gegen diese innerweltliche Betrachtung mit dem vollen Trotz des Zweifels wehrt, obwohl die „Beweisführung" nirgends so leicht ist wie hier. „Bei dem Kriege kommt gar nichts heraus, was diese Opfer rechtfertigt." Das wird einem in sämtlichen Tonarten und mit verzweifelter Gedankenschärfe immer wieder entgegengehalten — bis das Gespräch hinübergleitet auf ein drittes Gebiet, das, sobald es angeschnitten wird, das Innerste gefaßt hat, weil es dieses in unmittelbaren Zusammenhang mit dem Gesamterlebnis der Zeit bringt: „Welche Segenswirkungen werden von unsern Opfern auf die Lebensführung unsers Volkes ausgehen?" Dann wird durchweg zuerst leidenschaftlich hervorgestoßen: „O, es gibt noch so schrecklich viele Menschen, die gar nicht wissen und bedenken wollen, wie ernst die Zeit ist und wie schwere Opfer gebracht werden!" Aber diese Leidenschaft verrät unmittelbar, daß hier der Kernpunkt des innersten Volkserlebens liegt: der Krieg mit seinen Opfern soll und muß uns zu andern Menschen machen und unser Leben von Grund aus neu gestalten. Die ganze Sinnlosigkeit des Lebens vor dem Kriege wird von den Menschen, die wirklich von der Macht des Schicksals ergriffen sind und nicht bloß das „große Erlebnis" der zahllosen Kriegsschwätzer hatten, so tief empfunden, daß man immer wieder von den Bekenntnissen, die das zum Ausdruck bringen, ergriffen ist. Aus jeder Volksklasse und jeder Bildungsschicht kommt es wie ein einziges Selbstbekenntnis heraus: „Es mußte so kommen, denn es mußte etwas anders werden bei uns." Nie habe ich in meinem Leben so scharfe Anklagen gehört wie diejenigen der vom Schicksal Ergriffenen und Gerüttelten gegen die, welche die Notwendigkeit einer völligen Neuorientierung des Lebens nicht begreifen wollen. „Es wäre für mich der schrecklichste Gedanke," so bekannte mir eine Kriegerfrau, „wenn ich mir sagen müßte, daß nach dem Kriege das gleiche Leben wieder anfinge." „Glauben Sie wirklich, Herr Pastor," so eine Mutter, „daß es nach dem Kriege anders wird? Dann weiß ich, daß mein Junge nicht umsonst gefallen ist."

Hier hat das große Zeiterlebnis den Zusammenschluß gefunden mit den innersten Fragen und Nöten des persönlichen Lebens. Was vorher allerdings hoffnungslos auseinanderklaffte, die innerweltliche Kulturethik und die Frage nach einem persönlichen sittlichen Lebensinhalt, das ist nun mit einem Schlage ineinandergeflossen. Die Frage nach dem Sinn des persönlichen Lebens ist wieder identisch geworden mit der Frage nach dem Sinn des Gesamtlebens. Diese neue Lebenseinheit ist für mich das stärkste Erlebnis, das der Krieg bis zu dieser Stunde gebracht hat. Vor unsern Augen steigt eine neue Epoche des christlichen Erlebens herauf. Das Zeitalter des Individualismus ist auch auf dem Gebiete der Religion vollendet: der Pietismus, die Aufklärung, Goethe und Nietzsche, das ganze Zeitalter der persönlichen Frömmigkeit sinken zurück in das Meer der Geschichte unter dem ungeheuren Schicksal, das den Einzelnen wieder an den Willen kettete, der über der Geschichte steht, und der im Volkstum und in der Menschheit, nicht im Einzelmenschen, seine letzten Ziele verwirklicht.

Die Troeltsche Trennung zwischen der persönlich-christlichen „Liebes- und Friedensidee" und der den Krieg bejahenden innerweltlichen Kulturethik ist im praktischen Volksbewußtsein der Gegenwart tatsächlich überwunden oder doch, wenn auch unter Schmerzen, in der Ueberwindung begriffen. Die christliche Liebes- und Friedensidee wird mit voller Entschlossenheit aus ihrer Weltverlorenheit und der überirdischen Sphäre herausgeholt und in das große Schicksal hineingestellt. Dort führt sie allerdings zu schärfstem Empfinden der Gegensätzlichkeit, das nur durch den christlichen Grundgedanken des Schuldopfers für eine vergangene sinnlose Lebensepoche seine sich langsam anbahnende Lösung sucht. Daß dadurch die Anerkennung des Heldentums unserer sterbenden Krieger in keiner Weise berührt, dieses vielmehr in die Sphäre des wahrhaft Sittlich-Großen hineingezogen wird, ist so selbstverständlich wie die Heldengröße Jesu trotz seines Zusammenbruches unter menschlicher Schuld. Unser heldenhaft trauerndes Volk weiß, daß seine gefallenen Krieger Helden sind und ist stolz auf dieses Heldentum, weiß aber auch, daß ihr Untergang eine

schwere Anklage und Schuldenlast einer verirrten menschlichen Entwicklung ist, und weiß endlich, daß nur dann ihr Tod einen sittlich befriedigenden Sinn hat, wenn diese Entwicklung durch ihn überwunden wird. Deutschlands Zukunftsgröße ist in dieser großen geschichtlichen Stunde in dem Bewußtsein unsers deutschen Volkes nicht so wichtig wie Deutschlands und der Welt innere Neugeburt.

Wir können uns über diese Denkweise nur von Herzen freuen.

2.

Aehnlicher Art ist eine Auseinandersetzung in der „Kreuz-Zeitung", dem Zentralorgan der deutschen Konservativen, zwischen dem Professor der Theologie Feine in Halle a. S. und Friedrich Wilhelm Förster in München. Feine schreibt über „Byran und das Christentum":

Der Aufruf des bisherigen amerikanischen Staatssekretärs Bryan an das amerikanische Volk, welchen Wolffs Telegraphenbüreau unter dem 12. Juni veröffentlicht, wird auch in ganz Deutschland mit dem größten Interesse gelesen worden sein. Aber man geht wohl nicht irre in der Annahme, daß bei uns noch weit größer als das Interesse das Staunen über den Inhalt dieser Kundgebung ist. Den Nichteingeweihten war Bryan bisher wie eine Sphinx, und es hat auch nicht an Stimmen gefehlt, welche die Art seines Auftretens für die Weltmission auf dem Edinburger Weltmissionskongreß im Jahre 1910 mit seiner Haltung als Staatssekretär der nordamerikanischen Union während des gegenwärtigen Krieges als nicht vereinbar betrachteten. Insbesondere hat es vielen Anstoß erregt, daß Bryan, wenn er überzeugter Christ sein wollte, nicht seinen amtlichen Einfluß aufbot, um den Waffenlieferungen amerikanischer Firmen an die Feinde Deutschlands ein Ende zu bereiten. Denn der gegenwärtige Krieg wäre längst zu Ende, wenn Amerika nicht unsere Feinde in nur allzu bereitwilliger und verschwenderischer Weise mit Munition — jetzt hören wir sogar von der Lieferung vergifteter Granaten — und mit andern zur modernen Kriegführung nötigen Dingen versorgt hätte.

Der Aufruf Bryans an das amerikanische Volk lüftet nun auch für Fernerstehende etwas den Schleier. Es tritt uns eine Persönlichkeit entgegen, der wir eins nicht versagen dürfen: aufrechte Gesinnung und ehrliche Absicht, als Staatsmann im christlichem Geiste zu wirken. Mögen wir seine Anschauungen teilen oder nicht, ja, mag es uns sogar schwer sein, seine uns jetzt von ihm selbst erschlossene Auffassung auch nur zu verstehen: er hat Töne angeschlagen, die aus dem Herzen zu kommen scheinen. Es klingt nicht wie Phrase, wenn er sich als demütiger Jünger des Friedensfürsten bekennt, oder wenn er seinen Aufruf in dem Satze gipfeln läßt, daß eines Tages die Nationen ihr Vertrauen in die Liebe setzen werden, die, obwohl sie von den Anbetern des Kriegsgottes als Schwäche verachtet wird, weiterwährt, wenn alles andere versagt. Ein Mann, der seine hohe amtliche Stellung, ohne zu zaudern, aufgibt, weil auf dem von der verantwortlichen Person eingeschlagenen Wege das ihm vorschwebende Ziel des Friedens gefährdet erscheint, besitzt den imponierenden Mut der Ueberzeugung.

Aber merkwürdig ist, daß Bryan als Staatssekretär pazifizistische Ideen hat vertreten können, und diese ihn in so starkem Maße erfüllen, daß er sie in diesem Kriege, und daß er sie gerade in Vertretung der Vereinigten Staaten von Nordamerika glaubt verwirklichen zu müssen. Wäre er ein Pastor oder ein Mann der Theorie, so wäre das eher begreiflich; aber der Leiter der Politik eines Weltreiches hat es mit den großen Realitäten der Beziehungen der Völker und Reiche untereinander zu tun. Sind diese überhaupt auf pazifizistischem Wege zu ordnen? Bryan glaubt es. Er bekennt sich als Jünger eines Systems der Verhandlungen zwischen den Staaten, welches statt der Gewalt die Ueberredung anwendet und die allgemeine Brüderlichkeit zum Ziele hat. Eine Nation, so meint er, muß die Welt einmal aus der dunklen Nacht des Krieges herausführen ins Licht des Tages, wo

die Schwerter zu Pflugscharen umgeschmiedet werden. Warum soll sich Amerika dieser ehrenvollen Aufgabe nicht schon in der Gegenwart unterziehen?

Gegen solche Ideen wird aber dort gerade im Namen des Evangeliums Jesu Einspruch zu erheben sein. Jesus hat nicht nur das Wort gesprochen, welches die Pazifizisten und welches auch Bryan in den Mittelpunkt stellt, daß diejenigen, welche das Schwert nehmen, auch durch das Schwert umkommen sollen; Jesus hat auch umgekehrt gesagt: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert." Wir sollten in solchen Fragen überhaupt nicht mit einzelnen Worten operieren, sondern man müßte vielmehr ein vollständiges Bild geben von dem, was Jesus über solche Fragen gesagt hat, und das gehört jedenfalls nicht hierher. Berufen sich doch in den verschiedenen Grundproblemen die widersprechendsten Ansichten auf Worte Jesu.

Es ist aber nicht die Meinung Jesu gewesen, daß eine fortschreitende Kulturentwicklung die Menschheit sittlich auf eine höhere Stufe heben werde. Ein solcher Schwärmer war unser Herr nicht. Wäre es der Fall, so müßten die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges uns zwingen, ihn und sein Evengelium zum alten Eisen zu werfen. Jesus hat sich auch nicht der Illusion hingegeben, daß unter dem Einflusse des Christentums die Dinge und Ordnungen dieser Erde sich umgestalten würden, so daß zuletzt die Völker untereinander im Geiste des Christentums verkehren würden. So oft man im Namen Jesu derartige Ideen verkündigt hat, hat man Gedanken, welche auch in Jesu Verkündigung anklingen, einseitig hervorgekehrt und in den Mittelpunkt gestellt. Jesus hat nicht einen irdischen Gottesstaat aufrichten und die geistliche Gewalt zur Gebieterin über die weltlichen Reiche machen wollen. Weder die Durchdringung der Kultur noch des Staates mit den Gotteskräften, als deren Träger er sich wußte, hat ihm als Ziel der Weltentwicklung vorgeschwebt. Sondern mit herrlicher Klarheit hat er gesehen, daß Kultur und Staat andern Ordnungen und Gesetzen folgen, als er sie in seinem eigenen Innern trug. Er hat es gewußt und ausgesprochen, daß der Gegensatz von arm und reich aus dieser Welt nicht verschwinden wird und daß es das Wesen des Staates ist, auch Gewalt zu üben. Er hat aber seine Jünger nicht angewiesen, als Asketen- und Mönchsgemeinschaft sich von der Welt abzusondern; als etwas Selbstverständliches prägt er vielmehr das auch für uns Heutige grundlegende Gebot: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Unsrer Pflicht dem Staate und Volke gegenüber dürfen wir uns nicht entziehen; nur sollen wir darüber nicht vergessen, daß wir noch einem höheren Herrn dienen und diesem geben müssen, was auch Vaterland und Kaiser nicht von uns fordern können, unsre Seele.

Es ist selbstverständlich, daß die christlichen Gedanken, sind sie einmal im Menschenherzen fest verankert, alles, auch Kultur und Staat befruchten und einen stillen, nicht zur Ruhe kommenden Umgestaltungsprozeß einleiten; aber sie wirken doch nur als Salz. Sie werden vieles verhindern, was sonst geschähe, und auch vieles anders gestalten, als es ohne den Einfluß des Christentums wäre; aber Kultur und Staat werden und müssen ihre eigenen Wege gehen.

Völker und Reiche können in ihrem Verhältnis zu einander nie sich nur von dem Gesetze der Liebe leiten lassen, wie es auch wieder Byran erhofft. Die Forderung kann auch nicht daraus abgeleitet werden, daß die Völker gewissermaßen Kollektivpersonen sind, um also auch in dem Verkehr der Völker unter einander in gesteigertem Maße verwirklicht werden müsse, was Jesus von dem Verhalten des Einzelnen fordert. Die Forderung, sich selbst aufzugeben, aus Liebesgesinnung gegen den andern, ist, auf den Verkehr der Völker untereinander angewendet, widersinnig, unethisch. Es ist ein elementares Empfinden, welches durch unser ganzes deutsches Volk hindurchgeht, daß wir es auch vor Gott nicht verantworten könnten, hätten wir es geschehen lassen, daß das Deutsche Reich niedergetreten, der deutsche Name von unsern Gegnern geschändet werde. Das wäre aber geschehen und würde geschehen, hätten wir den Krieg nicht mit der Kraft und Stärke geführt, wie wir es getan haben.

Es handelt sich bei den großen Kriegen der Völker um Interessenfragen, und um die Verteidigung von Gütern, die die Macht, den Bestand und die Ehre des Reiches

angehen. In diesem Widerstreit ist jedes Volk Partei, und gerade aus diesem Grunde ist ein objektives Urteil unmöglich. Das kann auch keine Vermittlung, auch Ueberredung und Verhandlung nicht aus der Welt schaffen. Bryan selbst und die amerikanische Note sind Zeugen dafür. Denn in den Verhandlungen betreffend die Versenkung der „Lusitania" schiebt Nord-Amerika gerade den Punkt als unerheblich bei Seite, der für unser Empfinden der entscheidende ist, daß nämlich Kriegsmaterial an Bord des Schiffes war und das Schiff in bedingtem Sinne zur britischen Marine gerechnet werden mußte. Kann man sich über solche, und unter Umständen über größere und entscheidendere Fragen nicht einigen, wie soll dann entscheiden werden? Der Prozeß der Völker unter einander ist der Krieg, und der wird in der Ordnung der Dinge dieser Welt nie anders werden.

Dem Christentum, oder besser gesagt, dem Evangelium Jesu, entsprechen die Gedanken und Hoffnungen Bryans nicht. Es wird wohl dabei bleiben, daß das Reich der Brüderlichkeit und der Liebe auf dieser Welt, so lange es Sünden gibt, nicht wird aufgerichtet werden, wohl aber glauben wir an ein Reich der Vollendung und erhoffen es am Ende der Tage.

Ein Kommentar zu diesen Aeußerungen ist unnötig.

Ihm antwortet Förster unter dem Titel: „Christentum und Weltpolitik" folgendermaßen:

In Nr. 303 der „Kreuz-Zeitung" hat Prof. Dr. O. Feine einen Aufsatz über „Bryan und das Christentum" veröffentlicht, in dem er die von Bryan erhoffte und verlangte Anwendung christlicher Grundsätze auf die Völkerkonflikte als eine Illusion hinstellt, die auch mit dem Kern und Sinn des Evangeliums durchaus im Widerspruch stünden. Es sei mir gestattet, gegen die Argumente des von mir besonders hochgeschätzten Verfassers einige Bedenken geltend zu machen. Zweifellos hat Herr Prof. Feine recht, zu behaupten, daß eine gewisse Art von pazifizistischem Optimismus mit der tragischen Grundansicht des Christentums nicht zusammenstimme, genau so wie auch der soziale Optimismus dem Realismus der christlichen Lebenserkenntnis widerstreitet. Aber die Folgerungen, die Prof. Feine aus dieser Feststellung zieht, scheinen mir doch unhaltbar und gefährlich; sie müßten, wenn sie durchdrängen, schwer lähmend auf die Kulturkraft des Christentums wirken, und sie widersprechen auch dem Sinne des Gleichnisses vom Sauerteig. Wenn wir auch „allzeit Arme bei uns haben werden", so folgt daraus doch nicht, daß der Christ die wirtschaftlichen Ordnungen dem bloßen Interessenkampf überlassen darf, nach dem bekannten Manchestergrundsatze: „Jeder für sich und der Teufel hole den Letzten." Wir dürfen ja doch auch in unserem persönlichen Leben den Leidenschaften nicht das Feld räumen, weil wir die Macht der Sünde in diesem Leben als unausrottbar erkennen. Wenige neuere Christen haben so stark die Urgewalt der Sünde betont, wie Stoecker, und doch war er „christlich sozial" und protestierte leidenschaftlich gegen die Auslieferung des Wirtschaftslebens an die Mächte des Egoismus. Das Gleiche gilt nun doch aber auch für die Stellung des Christentums gegenüber den großen Völkerfragen. Die Einsicht in die tragische Gewalt der kollektiven Leidenschaften und in die außerordentlichen Schwierigkeiten der Rechtsfindung auf dem Gebiete internationaler Konflikte kann den Christen doch nicht davon dispensieren, auch in diese großen Entscheidungen immer mehr den Geist des Christentums hineinzutragen. Und wenn uns der gegenwärtige Weltkrieg überhaupt irgend etwas lehrt, so ist es die Wahrheit, daß die bloßen Gewaltmethoden den ungeheuren Schwierigkeiten im Zusammenleben der Völker absolut nicht mehr gewachsen sind, sondern daß höhere sittliche Mächte hier eintreten müssen — oder es entsteht ein neuer Weltbrand, in dem die menschliche Kultur überhaupt versinkt. Diese Erkenntnis ist es, die gerade denjenigen, die als Höchstverantwortliche mit jenen Völkerkonflikten zu ringen haben, heute erschütternder in die Seele dringt, als dem Gelehrten, der jene Realitäten nur aus der Ferne sieht. Von dieser Erwägung aus müssen wir auch Bryan verstehen und seinen Protest gegen das Heidentum in der Politik als eine erhebende Kundgebung christlichen Fortschrittes feiern.

„Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ Mit diesem Worte hat Christus uns doch nur sagen wollen, daß die Not der Menschheit nicht durch Steuerverweigerung gelöst wird und daß die Einzelheiten der politischen und administrativen Technik für den Christen gleichgültig sind. Eine völlige Trennung von Staat und Christentum aber in dem Sinne, daß das, was im Staatsleben praktiziert wird, die anima christiana gar nichts angeht, wäre mit dem welterobernden Anspruch des Christentums gänzlich unvereinbar, es würde das Christentum weit unter die Antigone des Sophokles stellen und widerspräche endlich auch der Einheit der menschlichen Persönlichkeit. Das Heil unserer Seele ist gar nicht zu trennen von dem, was wir kollektiv gutheißen und vollbringen. Der Mensch kann nicht zwei Gewissen haben, eins nach außen und eins nach innen, ein Machtgewissen und ein Rechtsgewissen, ein Gewissen der Liebe und ein Banditengewissen. Oder könnte irgend jemand behaupten wollen, daß der Treubruch Italiens etwas sei, das sich nur auf politischem Felde vollziehe und nicht auch in jeder Einzelseele bis weit hinein ins Familienleben und Berufsleben die höheren Kräfte des Charakters zersetzen und dem Materialismus der greifbaren Interessen die Uebermacht über die höheren Güter der Seele verleihen müsse? Was für Italien gilt, das gilt für alle Völker: Wer sich im politischen Denken und Handeln von Christus löst, der verliert Christus auch aus dem persönlichen Leben. Denn für den bloßen Augenschein ist Christus auch im persönlichen Leben ein „Aergernis und eine Torheit“, und erst wer nach ihm lebt, wird gewahr, daß nur dort „das Leben“ ist und daß die Sophisten des äußeren Erfolges auch vom realistischen Standpunkte aus im Irrtum sind.

Prof. Feine hält die Ethik des Christentums in ihrer Anwendung auf das Völkerleben für unethisch und widersinnig. Ein Volk könne sich nicht für ein anderes opfern. Aber erkennen wir nicht auch in den Völkerkonflikten Ehrverpflichtungen und Vertragsverpflichtungen an, die im konkreten Falle sehr wohl eine Aufopferung eines Volkes mit sich bringen? Hätten wir Oesterreich die „Nibelungentreue“ versagen sollen für den Fall, daß diese Treue mit unserem Selbsterhaltungsinteresse in Kollision geraten wäre?

Aber lassen wir einmal die letzten und höchsten Forderungen der Bergpredigt beiseite, die uns ja auch im privaten Leben vor manche scheinbar unlösbare Aufgabe stellen und denen noch eine tiefere psychologische Interpretation fehlt. Was bei dem Artikel des Prof. Feine so überraschte, das war, daß er die Behandlung der Völkerfragen überhaupt von der Einheit unseres Gewissenslebens abspalten und der Dynamik des bloßen Interessenkampfes ausliefern will, und daß in demselben Augenblick, in dem die Menschheit aus ihrer blutigen und ratlosen Not heraus geradezu schreit nach der Einführung höherer Gesichtspunkte in die weltpolitischen Auseinandersetzungen. Ist nicht gerade das ein weltflüchtiges Christentum, das hier nichts zu sagen und zu geben weiß?

Woher mag es wohl kommen, daß so oft gerade höchst ernste und gläubige Christen allzu bescheiden sind in dem Anspruch der christlichen Ethik an das wirkliche Leben? Vielleicht kommt es daher, daß sie sich allzu einseitig und ausschließlich mit der metaphysischen Seite der Ethik befassen und dabei ganz übersehen, wie sehr die Ethik auch ein πολιτικόν ist, eine staatbildende und staaterhaltende Kraft und wie unvermeidlich eine äußere Politik, die sich von der Ethik löst, dadurch auch die seelischen Lebensbedingungen des Staates desavouiert und zersetzt. Das Gegenteil des Krieges braucht nicht immer ein Schiedsgericht zu sein, es genügt eine Politik, die von der Ueberzeugung ausgeht, daß man nicht alles auf die militärische Defensive stellen kann, daß vielmehr der gute Wille zu Kompensationen, das gerechte Sichhineindenken in die Situation des Gegners, das vorbildliche Beispiel in der internationalen Tonart, der Mut zur Großmut, die Einsicht in die Kurzsichtigkeit der rücksichtslosen Selbstsucht und in die hochkomplizierte gegenseitige wirtschaftliche und kulturelle Abhängigkeit der Nationen — daß das alles ebenso sehr zu einer wahren Realpolitik gehört, wie die militärische Bereitschaft, und daß durch eine solche äußere Politik auch erst alle inneren sittlichen Ordnungen ihre stärkste Sanktion erhalten.

Der Christ, der durch seinen Herrn und Meister aufgeklärt ist über die großen Täuschungen, in die uns die Selbstsucht stürzt — Täuschungen auch über die tiefsten Bedingungen irdischer Gesundheit und Stärke —, der Christ muß daran festhalten, daß auch im kollektiven Handeln nur die Nation ihr wahres Leben gewinnt und zu den tiefsten Quellen staatlicher Kraft bringt, die die bloße kalte Vorteilsucht dem Gesetze der Gemeinschaft opfert und die weiß, daß solche Opfer sich tausendfältig durch ihre Rückwirkung auf das inwendige Leben der Nation belohnen — genau so wie umgekehrt jede bloße Machtpolitik sich bis in die letzten Zellen des sozialen Organismus rächt und in allen Lebensverhältnissen die antisozialen Instinkte triumphieren läßt. Was der alte Gladstone warnend den skrupellosen Flibustiern der britischen Weltpolitik zurief, das ist die fundamentale Wahrheit für alle Völkergeschicke: „Was moralisch falsch ist, das kann gar nicht politisch richtig sein."

3. Von der Front.

Es wird uns von gewisser Seite immer wieder gesagt, wir Nichtkämpfer hätten zu schweigen; nur die Kämpfer an der Front wüßten, was der Krieg sei und hätten das rechte „Gotteserlebnis". Abgesehen davon, daß in dieser Losung nur ein Stückchen Wahrheit ist und nicht mehr (sie entspringt im Uebrigen auch einem gewissen religiösen Militarismus), so ist wieder merkwürdig, daß die die sie aussprechen, immer voraussetzen, es müsse dabei eine Verteidigung des Krieges herausspringen. Ihnen erteilt u. A. einer dieser Kämpfer eine Antwort, die ihnen hoffentlich etwas zu denken gibt:[1])

Die Kirche hat uns Männern an der Front einen großen Dienst geleistet, indem sie uns zuweilen in der Predigt das Wort Gottes nahe brachte. Es wäre undankbar, wenn wir nicht anerkennten, wie unendlich wohl uns die Weihnachtspredigt getan hat, wie sie uns das Heimatglück vorzauberte und ein wenig die Illusion eines befriedeten Lebens uns gab. — Aber es ist doch nicht der Anschluß an die Heimat, den wir durch die Kirche suchen. Mit psychologischer Sicherheit haben zwar kluge Prediger diese Soldatensehnsucht herausgefunden und beeinflussen sie in der Predigt und vor allem in der Grabrede. Aber wir wollen in der Religion nicht Heimweh haben, auch nicht nach dem Jenseits; wir suchen Worte der Kraft für des innerweltliche Leben des Kampfes.

Da schlägt der Prediger die Bibel auf und bringt uns aus ihr alte Prophetenweisheit. Der Psalm wird lebendig, und die Nationalreligion Israels erinnert uns an die Gegenwart. Religionsunterricht, Konfirmandenstunde dämmern auf; der lang gelernte und längst vergessene Spruch packt. Und so wird die Soldatenpredigt leicht ein Bündel Erinnerungssprüche, in dem wir schließlich doch vergeblich nach Kraft für uns suchen. Ich habe ernste Leute klagen hören über diese Traditionsverkündigung, die doch ganz den Kontakt mit unserem Erleben vermissen läßt. Gewiß wirkt sie auf den des Denkens entwöhnten Menschen durch

[1]) Vgl. „Christliche Welt" Nr. 20: „Zur Kirchenfrage — aus der Front. Von einem Kämpfer."

Anknüpfung an bekanntes Lehrgut; aber sie müßte weiterführen zu dem dem Soldaten noch unfaßbaren Lebensgeschick.

So bleibt als bester Verkündigungstypus der national-idealistische. Er greift auf die großen Ideen im Entstehen und Verlauf dieses Weltkrieges; er erinnert uns an die ungeheuren Pflichten, für Generationen von uns das Vaterland zu erhalten. Hier strömt der Dank für die vollbrachte Leistung und die inbrünstige Bitte, daß Gott uns die Kraft zum Gehorchen und Ertragen, zum Kämpfen und Sterben erhalte. Paulinischer Opferglauben kann hier in seiner ganzen kategorischen Kraft Platz greifen und uns in die Grenzen neutestamentlichen Opferlebens hineinheben.

Und doch trifft auch diese Feldpredigt, deren einige ich mit herzlicher Dankbarkeit genossen habe, nicht die Tiefe unseres Suchens und Fragens. Wenn uns Männern der vordersten Linie die Herrlichkeit des Lebens und Leidens unseres Herrn vorgehalten und zugemutet wird, so können wir nur sagen, daß wir als unwert der Gemeinde solcher Christen nicht mehr angehören. Feinsinnige Prediger im Feld haben dies auch verstanden und wundern sich nicht, wenn einer ihnen sagt: „Mit meinem blutbefleckten Herzen kann ich nicht zum Abendmahl gehen!" Er wundert sich auch nicht, wenn am Sterbebett eines jungen lebensfrohen Offiziers das Wort von Jesus versagt. Er weiß zu schweigen. Aber wie viele reden uns weiter von der heiligsten Persönlichkeit, die die Welt gesehen, und wissen gar nicht, daß dieses Menschenbild in die Sozial- und Brutal-Verhältnisse unseres Lebens überhaupt nicht paßt.[1]) Hier klafft der Mangel der Kirche: sie kennt nicht die Lage der Seelen in der Gefahrzone. Und die Menschen vorne meinen doch, daß die Feldprediger am ehesten Fragen beantworten könnten, zu deren Durchdenkung sie Zeit haben, dem Frontsoldaten aber die Kraft fehlt. Jesus im Schützengraben ist doch keine Selbstverständlichkeit. Man kann eben jetzt nicht das Traditionschristentum auf Alle kleben; von der Psyche der Frontsoldaten fällt dies Pflaster ohne Haltkraft ab.

Das Wort eines Schweizer Pfarrers: „Jetzt hat Gott das Wort, wir aber sollen schweigen," wird von der Kirche gern den bohrenden Fragen in der Gefahrzone entgegen gehalten.[2]) Dies Wort gilt aber für unsere psychische Lage überhaupt nicht:

---

[1]) Die Sperrungen rühren von uns her.

[2]) Das Wort stammt von Pfarrer Benz in Basel. Es stand in einem Brief an eine Versammlung, die im Namen des Evangeliums zum Weltkrieg Stellung nehmen sollte. Er lehnte die Beteiligung ab im Namen der Liebe, weil er nicht richten wolle, und im Namen des Glaubens, weil er lernen wolle, auf den Gott zu hören, der „in der Wirklichkeit" sich kund tue.

Dieser Brief ist ein äußerst willkommener frommer Schild für Viele geworden, die einer klaren Stellungnahme zu dem Problem: „Christus und der Krieg" ausweichen wollen, und wird uns immer und immer wieder vorgehalten. Und doch

es ist ein typisches Heimatwort, fern der Kriegsnot. Für uns lautet die Devise: „Jetzt hat der Teufel das Wort, was haben wir Christen daher zu reden und zu tun?“ Ich wünschte, daß dieser Gedanke recht positiv und eindrucksvoll in der Kirche verstanden würde: da vorn im Schützengraben sind Menschen, die haben das Radikal-Böse, das Abgrund-Schlechte erlebt; als Masse ist es auf sie eingedrungen und hat sie eingeschlossen in ein einziges entsetzliches Tun und Leiden des schlechthin Sündigen. Ich will euch präzisieren, worin für mein psychisches Erleben die Tatsächlichkeit des Bösen ihren Höhepunkt erreichte: im Sturmangriff aus dem eigenen Schützengraben auf den feindlichen. Was die Vorbereitung dieser Angriffe an moralischer Selbstüberwindung kostet, wie sie uns zwingen, stückweise unser Menschentum abzulegen und auf alles zu verzichten, was als Christen uns auszeichnen sollte, ist unsagbar und kann einfach von denen, die das nicht miterlebt haben, nicht verstanden werden. Es sind das Zeiten, wo jede Regung der Religion, der Ergebung, geschweige des Gebets aufhört. Ich erinnere mich einer Stunde, in der der Feind seinen Gegenangriff mit rasendem Artilleriefeuer vorbereitete; da lag ich mit dem Führer unseres Angriffs in einer keinen Schutz gewährenden elenden Deckung, und unsere einzige psychische Reaktion auf die beständige Todesgefahr, die uns mit Eisen umhagelte, war höhnisches Lachen, der Eckel an der Menschheit, die Verachtung für dieses ganz viehische Tun und Leiden. Und man glaube nur nicht, daß die Gesamtheit der Kämpfer anders empfinde. Ich habe oftmals nachdenkliche Leute gefragt: Was meint ihr, wird man wohl in solchen Zeiten und Stunden irgendwie ein besserer Mensch? Sie haben alle die Frage verneint. Schlechter wird man; die moralischen Kräfte gehen rapide zurück. Mühsam baut der

---

ist er auch nur ein Beweis für die Verkehrung der Wahrheit der Dinge, die uns der Krieg an allen Enden zeigt. Das mit dem „wirklichen Gott“ wollen wir ein andermal untersuchen und uns für diesmal an das halten, was darin vom Richten gesagt wird. Da ist denn schon die Tatsache interessant, daß jene Versammlung nicht im Geringsten im Sinne hatte, ein Gericht zu veranstalten. Sie war im Gegenteil aus dem Bestreben hervorgegangen, die zerrissene Christenheit wieder zu einer Einheit zurückzuführen. Herr Pfr. Benz und sein Kreis nahmen aber ohne weiteres an, daß „gerichtet“ werden solle! Kann es ein stärkeres Beispiel dafür geben, wie man in dem Augenblick, wo man einem Andern einen Fehler vorwirft, ihn vielmehr selbst begeht? Ich frage sodann: ist die Stadt, worin Herr Pfr. Benz seine (wie ich weiß, höchst segensreiche) Wirksamkeit ausübt, in der Schweiz wegen Abwesenheit des Richtgeistes bekannt? Drittens: was ist das für eine Art, eine religiöse Stellungnahme einfach als ein „Richten“ zu bezeichnen? Wozu Worte nicht dienen müssen! Und endlich: ist es Mangel an Liebe, wenn man nicht ruhig zusehen will, wie jeder Tag Tausende und Abertausende von jungen Menschenleben in teuflischer Vernichtungswut dahinrafft. Wo ist da die Liebe und wo ist — Theologie?

Willensstarke seine Grundsätze wieder auf, bis die nächste Katastrophe sie wieder zusammenwirft. Und dem Willensschwachen muß die eiserne Disziplin in ruhigeren Kampfzeiten das moralische Rückgrat ersetzen, das sie selbst ihm wieder in der Schlacht zerbricht. Es hat noch kein Ethiker in dem Wirrsal ethischer Pflichtenkonflikte der vordersten Gefechtslinie sich zurechtgefunden, geschweige, daß ein nachdenklicher Christ Lösungen gefunden hätte.

Ja, heißt es, ihr nehmt die Dinge zu schwer. Auch euer Christentum muß einfach und möglichst rücksichtslos sein: patriotisch, kameradschaftlich. Aber so wie wir uns auf diese Forderungen einlassen, entschwindet uns eben der Kerngeist des Christentums. Ein sehr einfaches Erlebnis! Ich saß im Unterstand neben einem tapferen Soldaten, Elsässer, Fremdenlegionär, der den Krieg gegen die Franzosen mit persönlicher Wut führte: Vergeltung für das, was sie ihm in Afrika angetan hatten. Da sagte dieser unempfindsame Soldat leise vor sich hin: „Es tut mir doch leid, daß ich ihn getötet habe.“ „Was sagen sie da?“ fragte ich. Und er erzählte: „Ich war bei der letzten Horchpatrouille allein nachts vor zu den großen Strohhaufen geschlichen und fand dort einen Franzosen, offenbar auch Horchposten, der auf der Erde liegend wohl eingeschlafen war. Als ich dicht bei ihm war, schreckte er auf, und ich stieß ihn nieder.“ — Es tat ihm leid! Wenn doch die zu Hause glauben wollten, daß viele, viele der Kämpfer solche Wunden an ihrer Seele tragen, und nicht auf all das kindische Renommiergeschwätz hörten, das der Soldat, der gern sein Innerstes verbirgt, heimschreibt. Noch einen Vorfall: Ein feindlicher uns flankierender Graben hat uns unter anderen einen Kompagnieführer getötet. Die Wut unserer Leute ist groß; der Graben muß unser werden. Im Morgengrauen stürmen zwei Züge von uns auf den feindlichen Graben; sie erhalten starkes Feuer; elf Tote, darunter zwei Zugführer, fünfzehn Verwundete decken den Boden, bevor wir in den Graben kommen. Da strecken die Franzosen, die bis zum letzten Augenblick unsere Leute zusammengeschossen, die Waffen und flehen um ihr Leben. Und unsere Soldaten nahmen die fünfzig Franzosen die keinen Toten und keinen Verwundeten hatten, gefangen. Denn sie jammerte des Volks! — Sind unsere Leute da nun gute Christen oder schlechte Soldaten gewesen? Oder sind sie gute Christen und gute Soldaten gewesen? Oder gar schlechte Soldaten und daher auch schlechte Christen? Ein einfaches ethisches Kriegsproblem, über das sich lange diskutieren läßt. Ich kann über die Geschichte nicht diskutieren; es ist zu viel eigenes Herzblut in ihr.

Aus diesen und ähnlichen Erlebnissen glaube ich der Kirche beweisen zu können, daß ihre Anhänger in vorderster Linie in religiöser Hinsicht sehr eigenartig beeinflußt werden, so daß Hülfen aus der Geschichte und kirchlich traditionelle Er-

innerungen bei ihnen fast völlig versagen. Menschen, denen im Interesse der Allgemeinheit das individuell Böse als Pflicht zugemutet wird, stehen unter seelischen Ausnahmegesetzen. Nicht nur, daß sie dem Bösen ständig begegnen, sie müssen ja auch pflichtmäßig ständig das Böse tun. Und infolge der Verkettung seelischer Einflüsse zieht das Böses-tun auch ein Böse-sein nach sich. Wir werden zumindest in Einzelbeziehungen schlechter, auch untereinander; leidenschaftlicher, unverträglicher, selbstsüchtiger. Und ein Vorzug ist es noch, wenn wir es wissen und dem moralischen Verfall ein wenig widerstehen können!

Wir bitten aber die Kirche, daß sie das Moratorium des kirchlichen Christentums, das für Hunderttausende von Männern de facto eingetreten ist, begreift und de iure anerkennt. Nur dann kann sie nämlich die Folge einsehen und ertragen, daß die Männer, die das Moratorium des Christentums erlebten, mit anderen Herzen zum Christentum zurückkehren. Ich erwarte Großes davon, wenn diese Männer ihre Sehnsucht nach Entsühnung und Herzensreinheit nach dem Kriege zu Jesus zurücktragen. Nur erwarte ich nicht, daß das Christentum dieser Männer dann so aussieht, wie die Kirche sich ihr Christentum vor dem Krieg gedacht hat und wie sie es nach dem Krieg schon wünscht. — Scharfe Beobachter hier draußen fürchten schon jetzt die Enttäuschung und den neuen Religionskampf, wenn die Kirche das Neuerwachen des Christentums bei den Kämpfern als das Wiederaufwachen einer unversehrten altprotestantischen Dogmatik sich vorstellen sollte. Die Kirche würde sich sofort die Masse der Heimkehrenden spalten sehen in Kämpfer gegen die Kirche und Gleichgültige.

Rundschau.

Torheit oder Verblendung?[1]) Wie heute im Lärm der Waffen so manches nicht beachtet wird, das wichtiger ist, als einige gewonnene oder verlorene Schützengräben oder sogar ein versenktes Kriegsschiff, so haben in der Schweiz nur wenige eine Notiz beachtet, die doch von recht großer Bedeutung war.

Eine Botschaft des Bundesrates vom 10. April 1915 teilte uns mit, daß Verhandlungen mit Italien über die Revision eines Schiedsgerichtsvertrages stattgefunden hätten. Die italienische Regierung habe am 8. Juni 1914 in einer Note geltend gemacht, daß seit dem im Jahre 1904 erfolgten Abschluß des bisherigen Vertrages mit der Schweiz der Text solcher Verträge allerlei Wandlungen erfahren habe und den Wunsch ausgesprochen, daß der Text des Schiedsge-

[1]) Dieses Artikelchen mußte leider wiederholt zurückgestellt werden.

4. Den örtlichen Polizeibehörden und den Inhabern von Wirtschaften und von Getränkeverkaufsstellen ist von den Truppenkommandanten bekannt zu geben, daß es im Interesse militärischer Disziplin verboten ist:

a) Soldaten (allen Militärpersonen) Getränke bis zur Betrunkenheit auszuschenken, ersichtlich Angetrunkenen überhaupt noch Getränke zu verabfolgen,

b) Soldaten nach der für das Militär festgesetzten Polizeistunde noch zu bewirten, oder im Wirtshaus zu dulden,

c) Soldaten alkoholhaltige Getränke zum Wegtragen zu verkaufen. (Von Truppenkommandos befohlene Fassungen natürlich ausgenommen.)

5. Die Soldaten selber, welche ihrerseits diesen Verboten zuwiderhandeln, sind strenge zu bestrafen.

Wollen Wirte und Ladeninhaber sich nicht fügen oder handeln sie diesen Verboten zuwider, so ist den Soldaten das fernere Betreten solcher Wirtschaften oder Geschäfte bei strenger Strafe zu verbieten, und zur Durchführung dieses Verbotes, solange den Truppenkommandanten ein solches nötig erscheint, sind vor die betreffenden Wirtschaften oder Geschäfte Schildwachen zu stellen, welche die Soldaten am Eintritt hindern.

Der Generaladjutant der Armee:
Oberstdivisionär Brügger.

Dazu haben wir nur Eins zu bemerken: wo bleibt die Verordnung gegen den Alkoholismus der Offiziere? Wie sehr diese nötig wäre, beweist u. a. die Klage der stadtzürcherischen Polizeidirektion, daß das Verhalten der Offiziere ihr die Durchführung der Polizeistunde besonders erschwert habe. (Vergl. den Rechenschaftsbericht des zürcherischen Regierungsrates.) L. R.

Persönliches. Rade beklagt sich in der „Christlichen Welt" über die Behandlung, die wir im letzten Hefte Prof. Troeltsch hätten angedeihen lassen. Diesmal hat Rade, entgegen seiner sonstigen Art, eine Sache allzu schwer genommen. Ganz selbstverständlich galten unsere Bemerkungen nicht der Person von Professor Troeltsch, sondern seiner Theologie. Es ist uns nicht eingefallen, seine Person irgendwie anzutasten oder seine wissenschaftlichen Verdienste herabzusetzen. Jene kennen wir nicht, diese haben wir jederzeit gewürdigt und hervorgehoben. Uns hat die Art, wie Troeltsch das, was uns das heiligste Glauben und Erleben ist, abgetan hat, zum Spott gereizt, im Sinne von 1. Korr. 1, 20—31. Die von uns zitierten Sätze beweisen, was sie beweisen sollten und bilden keine Entstellung dessen, was Troeltsch ausgeführt hat: Wir haben nie mit Entstellungstaktik gearbeitet und müssen Rades Vorwürfe durchaus zurückweisen, obschon wir solche von ihm am liebsten annähmen. Er hat in diesem Falle nur die eine Seite gesehen. Es handelt sich um einen scharfen Gegensatz zweier Denkweisen, der in diesem kleinen Zusammenstoß einige Funken erzeugt hat. Er wird ein ander Mal in anderer Form zum Austrag kommen müssen. R.

Redaktion: Lic. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.